

Die Zürcher Presse am Maskenball

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ende November desselben Jahres begegnen wir der Künstlerin abermals auf Schweizerboden, wo sie in den Abonnements-Konzerten zu Basel, Zürich, St. Gallen wahre Triumphe feiert und am 30. Novbr. ihre magnetisch wirkende Kraft zu Aarau in den Dienst edler Wohlthätigkeit stellt. Das Konzert, das hier zu Gunsten des chirurgischen Kinderpavillons in der Marg. Krankenanstalt abgehalten wurde, gestaltete sich durch ihre Mitwirkung zu einem Tonfest auserlesener Art und verdankte derselben eine Reineinnahme von über 1500 Franken. Auf der Durchreise ließ sie sich bei dieser Tournee auch im Kaimisaal zu München hören, wo man die Zauberin noch bei ihrem Austritt aus dem Hause mit einem donnernden Hurrah empfing.

Nicht weniger reich an Ehren und Huldigungen war für Fräul. Wedekind das Jahr 1896, bei dessen Beginn sie im Basler Stadttheater gastierte und sich namentlich als Carlo Broschi in der anmutigen Auber'schen Spieloper „Des Teufels Anteil“ alle Herzen eroberte.

Hatte die Künstlerin schon im Herbst 1895 ihrem Dresdener Repertoire die Rolle der Rose Fricquet in Mailarts „Glöckchen des Eremiten“ eingefügt und mit der Darstellung dieses dämonisch-reizvollen Kobolds einen neuen Sieg errungen, so bot sich ihr Juni 1896 Gelegenheit, die Titelrolle in der Märchenoper „Lili Tse“ von ihrem schweiz. Landsmann Franz Curti zu treten und das ihrige zu dem glänzenden Erfolg beizutragen, der dem anmutigen Werk zu Teil wurde. Die Gestalt der neckischen Japanesin kam dem Spieltalent unserer Diva nicht weniger entgegen als die hochliegende, mit reichstem Koloraturschmuck verbrämte Gesangspartie ihrer Keckfertigkeit und so zählt denn auch die Partie unstreitig zu ihren eigenartigsten und besten.

Ein für Fräul. Wedekind unweigerliches Ereignis war ihre Fahrt nach Moskau vom Mai 1895 und die Mitwirkung bei dem Festkonzert, welches der deutsche Botschafter bei Anlaß der russischen Krönungstage zu Ehren des Kaiserpaars in der alten Zarenstadt veranstaltete. Sie trat hier neben den namhaftesten Künstlern und Virtuosen Deutschlands auf und wurde nicht weniger gefeiert als ihre schweizerische Kollegin an der Berliner Hofoper, Frau Emilie Welti-Herzog. — Nicht so anstrengend und ebenjo ruhmvoll gestaltete sich für Erika Wedekind ihre Teilnahme an der denkwürdigen Sängerschaft, welche die „Harmonie Zürich“ während der Tage des 12.—15. Juli 1896 nach Lausanne und Genf unternahm und für die man das in der welschen Schweiz noch nicht bekannte Landeskind als Solistin gewonnen hatte. In den beiden großen Konzerten verrichtete sie wahre Wunderthaten und entfachte bei unsern Mitbrüdern französischer Zunge solchen Entusiasmus, daß man die Künstlerin von Genf nicht scheiden ließ, bis sie ihre Mitwirkung in einem Abonnements-Konzert des kommenden Winters zugesichert hatte. Und in ähnlicher Weise wurde die kleine Fee gefeiert, als sie am 11. August in einem der Kurhaus-Konzerte zu Luzern auftrat.

Noch vor Ablauf des Jahres 1896 hörte man Fräul. Wedekind auch auf der Bühne des Zürcher Stadttheaters, wo sie die Regimentsstochter, die Lucia und die Frau Flut in den lustigen Weibern gab und mit Blumen und Kränzen überschüttet wurde.

Ende Januar dieses Jahres sang sie neuerdings im Museums-Konzert zu Frankfurt a. M., dessen kunstsinnes Publikum die Allgefeyerte besonders ins Herz geschlossen hat, und gastierte unmittelbar darauf im Meininger Hoftheater. Ihre unvergleichliche Darstellung der Gretel in der Humperdinck'schen Märchenoper trug ihr seitens des Herzogs von Meiningen das goldene Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft ein, nachdem sie der Herzog von Anhalt-Deschau früher schon durch Ueberreichung des gleichnamigen Ordens ausgezeichnet hatte.

So hat die kleine Schweizerin während ihrer erst dreijährigen öffentlichen Thätigkeit eine Fülle von Ehren errungen, wie sie nur den allergrößten Sängerrinnen zu Teil wurde. Sie hat im Konzertsaal wie im Theater Bewunderungswürdiges geleistet und gezeigt, daß sie nicht nur den kolorierten Styl, den eigentlichen Bravourgesang in souveräner Weise beherrscht, sondern auch mit einfachen, schlicht-empfindenen Liedern unser Innerstes zu ergreifen weiß. Wir verweisen in dieser Hinsicht, um nur zwei Beispiele namhaft zu machen, auf ihren rührend schönen Vortrag des Dräsecke'schen Liedes „die Stelle am Fliederbusch“, in welchem die Erinnerung des Gealterten an selige Jugendzeit süß-wehmütige Musik geworden ist, und an ihre gläubiges Herze“, in deren frohlockender Melodie gleichsam das ganze, sonnenhelle Wesen der Künstlerin aufgeht. — Immerhin ist und bleibt Erika Wedekind's eigentliche Heimat die Bühne, der sie ihre ersten und großartigsten Erfolge verdankt und deren Vertreter in der That die Welt für sie bedeuten. Während ihr Konzertrepertoire verhältnismäßig noch klein erscheint und die Koloraturfängerin hier bis jetzt in den Vordergrund trat, hat sie im Theater eine erstaunliche Vielseitigkeit entfaltet und hier vor Allem dargethan, daß sie etwas ganz anderes ist als eine bloße Singschönheit, daß sie vielmehr lebens- und charaktervolle Gestalten zu schaffen und dieselben mit ihrem besten Herzblut zu tränken weiß. Neben den bereits von uns genannten überaus zahlreichen und verschiedenartigen Rollen verkörperte sie in Dresden, wenn wir von unbedeutenderen ganz absehen, noch folgende Partien: Amor im Gluck'schen Orpheus, Baronin im Wildschütz, Friedensbote im Rienzi, Gemmy in Rossini's Tell, Henriette in Maurer und Schlosser, Heimchen in der gleichnamigen Goldmarf'schen Oper, Page in den Hugenotten, und stets hat sie ihre Aufgaben dermaßen in ihrem Kern erfaßt, die Gestalten so scharf und individuell herausgearbeitet, daß man das Dichterwort darauf anwenden möchte: „Sie sind ewig, denn sie sind.“ Mit Grund verwahrt sich daher die Künstlerin gegen müßige Vergleichenungen ihres Gesangs und Spiels mit einer Jenny Lindt, einer Patti, einer Sembrich u. s. w. und nimmt den Titel einer eigenartigen, selbstschöpferischen Persönlichkeit für sich in Anspruch. „Mein Streben geht nicht nach einem äußern Vorbild, sondern nach der Erreichung des Ideals, das mir vorschwebt, eine eigene künstlerische Individualität zu sein und das, was ich singe und darstelle, andern so zu vermitteln, wie ich es fühle und denke. Ich liebe meine Kunst, und was ich bis jetzt geleistet, habe ich, ich darf es sagen, aus mir selber geschöpft, zumal ich niemals Gelegenheit besaß, mich an große Vorbilder anzulehnen.“ Es ist dies ein bedeutungsvolles, und man kann wohl sagen, ein stolzes Wort, aber auch ein durchaus gerechtfertigtes. Denn wäre Erika Wedekind etwa bloß eine talentvolle und kunstfertige Nachahmerin, holte sie nicht, was sie uns spendet, aus einem reichen, schönbewegten Innern hervor, sie hätte nie die ihr eigene unüberwindliche Macht auf die Massen ausgeübt und die Herzen ihrer Hörer in Lust und Wonne erbeben, aber auch wieder schmelzen gemacht in Thränen der Rührung und Ergriffenheit. Und eben deshalb, weil sie nicht bloß eine eminente Künstlerin, sondern eine energische, blutwarme Natur, der nichts Menschliches fremd ist, dürfen wir noch unendlich viel und Herrliches von ihr erwarten. Ihr Ruhm, der schon jetzt leuchtend auf ihr schweizerisches Vaterland zurückstrahlt, wird immer weitere Kreise ziehen, je mehr sich ihr Wesen entwickelt und vertieft, und wie bisher wird sie fernerhin die schönste Aufgabe aller Kunst erfüllen, die Menschen über sich selbst zu erheben und sie glücklich zu machen im reinen Genuß des Schönen.

Die Zürcher Presse am Maskenball.

Am 20. Februar fand in der Tonhalle in Zürich ein großer Maskenball statt, der buntes, schillerndes Leben in die schönen Hallen zauberte. Zwar jener Uebermut der Fastnacht, der an den berühmten Maskenbällen von Luzern und Basel gedeiht, entfaltete sich weniger, als eine feine Pracht schöner Kostüme, die in flottem Tanze, besonders auch in einer großen Polonaise zur Geltung kamen. Im Ganzen wogen die Phantastik-Kostüme vor, die wandelnden Blumen, die Göttinnen, die Kokon-Dämonen, die Teufelinnen, die Pierrots und Pierretten, allein auch

zahlreiche schöne Charaktermasken belebten den zum frohen Fest reich ausgeschmückten Saal, durch den die Kapelle vom siebenten badi'schen Infanterieregiment in Mülhausen unter der Direktion des Hrn. Kapellmeister Kühne ihre hellen Klänge schmetterte. Viele der Charaktermasken waren solche, wie man sie je und immer an Maskenbällen bewundert, sie ragten, wie z. B. die vier prächtigen Kaminfeigerinnen, mehr durch die geschmackvolle Ausföhrung als durch Originalität dessen, was sie darstellten, hervor. Um so mehr fiel eine Gruppe von sieben jungen Damen



Photogr. Meiner, Zürich.

auf, die den durchaus originellen Einfall hatten, die Zürcher Presse in sprechenden Kostümen zu versinnbildlichen und die ihn mit ebenso viel Geschmack wie Erfindungsgabe durchführten. Da gingen die im Schein der Jugend strahlende „Neue Zürcher Zeitung“, die reizende „Zürcher Post“, das stattliche „Tagblatt der Stadt Zürich“, der voluminöse „Tagesanzeiger“, der ländliche „Lägerbote“, das singende Waldbögelein des „Theater- und Konzertblattes“ und der witzige „Nebelspalter“, unter der Führung lustiger Zeitungsjungen in einer Harmonie, die die Zuschauer bereits vom tausendjährigen Preßfrieden träumen ließ. Die Kleider der hellstimmenden Damen bestanden, wenn man näher zusah, aus Blättern der Zeitungen, die sie verkörperten, nur mit dem Unterschiede, daß als Druckunterlage nicht Papier, sondern Seide verwendet worden war. Man konnte an ihnen die Tagesberichte jedes Blattes lesen, die Leit- und Korrespondenzartikel, die Lokalnachrichten, das Feuilleton, die Inserate

wie einige Tage früher in der wirklichen Zeitung. Wieso war das möglich? Die Damen hatten die Seidenstoffe, aus denen die Kleider gefertigt waren, den Zeitungen zum Bedrucken gegeben, jede Darstellerin dem Blatt, das sie versinnbildlichen wollte, und die Zeitungen waren mit dem größten Vergnügen ihren Wünschen entgegengekommen. Die Zusammenstellung der einzelnen Blattseiten in den einzelnen Gewändern geschah mit dem Geschmack, der die ganze Idee leitete und so erregte die Gruppe am Maskenball unter allen Zuschauern, namentlich aber unter den Zeitungsleuten selbst, Sensation. Sie wurde mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Sie ist ein sprechendes Zeugnis dafür, daß in der Welt die originellen und glücklichen Einfälle nicht ausgehen und mag unsere Damen für andere Jahre dazu ermuntern, daß sie ihren Maskenkostümen selbständige Erfindungen zu Grunde legen. △

Miscelle.

Chebräuche im Freiamt.

Bis in die jüngste Vergangenheit herrschte im Freiamt und namentlich in der Gegend von Wohlen eine Sitte oder besser gesagt Unsitte, nach welcher um des elendesten Pfandes willen, das auf die Ehe gegeben wurde, die ernsthaftesten Streitigkeiten folgen konnten, deren Schlichtung den bürgerlichen und geistlichen Gerichten, in früheren Zeiten namentlich den Chorgherichten, viele Arbeit bereitete. — Saßen die Knechte und Mägde am Abend zusammen, oder ruhten Schnitter und Schnitterinnen abseits des glutenden Feldes im Schatten kühler Bäume beim Mittagsmahle oder Abendbrot, mit frohen Gesprächen sich die Zeit kürzend, dann drängte wohl zuweilen der jugendliche Uebermut die nüchternen Ueberlegung zurück. Während die dicke Milch mit den eingelegten Birnen

den trockenen Gaumen labte, die Wangen der Mädchen mit den Feuerblumen um die Wette glühten und den Burschen in die Augen blitzten, warf wohl zuweilen ein Jungknecht einer drallen Schnitterin im Uebermuth ein Stücklein Brot, eine Birne oder gar nur deren Stiel in den Schoß mit dem Zurufe: „I gib d'r's uf d'Ch“ oder „Nimm's uf d'Ch!“ Erfolgte darauf die Antwort: „Angenommen!“ so galt das Geschenk als das Pfand eines vollkommenen gültigen Eheversprechens. Wechselte später der eine oder andere Theil seine Zuneigung, so mußte er sich erst von dem Versprechen loskaufen; dann hatten wohl die gestrengen Herren Geistlichen und Richter viele Mühe, während man nach vollzogener Gerichtsbehandlung schon am Abend wieder die Getrennten vereint sah. Davon bildete sich die Nebenart:

„Nün mol ab g'seid, — Zehn mol uf g'seid.“